

Inhaltsverzeichnis

Oktober / November 2012 : Grenada und Carriacou:.....	2
Ein entspannter Saisonauftakt.....	2
Nach Grenada.....	3
Ankerleben in Prickly Bay.....	5
Landgänge	8
In der Bay	11
Carriacou	12
Feiern an Bord.....	17
Eddie.....	19
Mangroven, Wracks und Sandy Island.....	22
Feste Bordroutinen	25

Oktober / November 2012 : Grenada und Carriacou:

Ein entspannter Saisonauftakt

Während sich die Hurrikan Saison dem Ende zuneigt, tobt noch einmal ein gewaltiger Hurrikan einige hundert Meilen nördlich von uns, er wurde Sandy



getauft und verwüstet Küstengebiete und Schiffe auf See in Kuba und den USA. Wie ein riesiger Staubsauger zieht der Wirbelsturm die Luft, die Wolken in sich hinein, sodass an den Randgebieten der Himmel leergefegt wird, selbst dort wo an sich Regenzeit wäre wie bei uns auf den kleinen Antillen scheint die Sonne zwei Wochen und während der Wind hier mit höchstens 25 Knoten bläst, versenkt Sandy vor der USA Küste die Bounty, die vor fünfzig



Jahren gebaut wurde.

... Es ist offensichtlich doch vernünftig dem Ärger in Gestalt von Naturgewalten soweit als möglich aus dem Weg zu gehen.

Und so genießen wir das karibische Wetter, wandern ein wenig, beschäftigen uns mit Bootspflege, mit uns selber und mit Freunden, Lesen und die Tage mit Muße verbringen, die dennoch keine Langeweile aufkommen lässt. Etwas Ungeduld spüren wir jedoch, freuen uns darauf demnächst wieder längere Strecken segeln zu können.

Doch das verankerte Leben hat auch seine Vorteile, wir lernen andere Menschen kennen, die aus ihrem Leben erzählen, hören Geschichten von Einheimischen, deren Leben, deren Alltäglichkeiten sich in vielem vom



gewohnten Gang deutscher Lebensläufe unterscheidet. Der Kontakt zu anderen Seglern ist meist schnell hergestellt, nur in Ankerplätzen wo sehr viele Langzeitlieger ankern dauerte es einige Zeit bis der „neue“ Zugang findet. Das Kontaktverhalten der Einheimischen variiert stark, es scheint auch inselspezifische Unterschiede zu geben. In Trinidad überwiegt das Interesse schnell möglichst viel Geld mit wenig Arbeit zu verdienen, in Grenada sind fast alle Menschen höflich freundlich, betonen, dass sie die Fremden im Land haben möchten, auf Carriacou geht es entspannter zu, da wird auch ohne einen materiellen Interessenshintergrund miteinander gefeiert oder getratscht, der Fremde kann mittun...

Die eiligen Segler, die jüngeren sind nur selten anzutreffen, die sind meist im Heimatland oder in anderen Segelrevieren; viele der älteren liegen Monate lang in einer Bucht, kennen alle und jeden, sind hier inzwischen zu Hause, warum also unruhig werden, man bleibt denn man könnte ja weiter sobald man es wünscht.

Nach Grenada

Die Überfahrt von Tobago nach Grenada bescherte uns einen entspannten Nachttörn, schneller als erwartet rauschte die Twiga durch die Nacht, Bilderbuchsegeln, der Himmel voller Sterne, die Milchstraße klar und breit, die Inseln nachts nur an einem schwachen Lichtschimmer am Horizont erkennbar. Die nächtliche Brise ist erstaunlich frisch, doch es reicht für

Komfort der müden Nachtwache ein loses Gewand. Kurz vor Grenada noch



mal im Handbuch blättern und dann laufen wir zwischen der engen Riffeinfahrt nach St. Davis ein, ein ruhiger und sicherer Ankerplatz vor einen kleinen jedoch sehr geschäftigen Marina. St Davis Marina ist geschäftig,



sowohl Arbeiter als auch die Eigner sind fleißig dabei die Boote herzurichten, die meisten Schiffe machen einen gepflegten Eindruck; nur wenige „traurige“ Schiffe liegen in den äußersten Winkeln des Geländes, verdämmernde Träume eines freien Lebens.

Offiziell kann man hier auch einklarieren, doch Zoll und Polizei lassen sich hier nur gelegentlich sehen, sodass wir nach zwei Tagen weiter zur Prickly Bay fahren um der Bürokratie Genüge zu tun.



Noch vor 20 Jahren, erzählt uns ein Einheimischer, hätte man zwischen Trinidad und Puerto Rico niemals ein und ausklariert, jede Insel besaß einen

Beamten, der, so er denn überhaupt erschien mit etwas Rum und einem kleinen Geschenk den Tag verschönte. Ausklariert könnten wir auch so, einfach wegsegeln, nur sofern man dann wieder kommt, hat der Computer weder den Besuch noch das ungebührliche Abreisen vergessen, und schon wird von staatlicher Seite tief in Deinen Geldbeutel gelangt. Sogar Einheimische, die nach den Abkommen zwischen den Inseln auf jeder Insel der kleinen Antillen frei arbeiten dürfen, müssen sich an und abmelden – gebührenpflichtig, versteht sich – einen großen Sinn scheint das jenseits der Beutelschneiderei nicht zu machen, denn die bösen Buben, die schmuggeln und rauben melden sich eh nicht an. Und die Schmuggelei hat noch immer einen erheblichen Stellenwert, da die Einfuhrsteuern sowohl erheblich als auch sehr unterschiedlich ausfallen. Der Kokainschmuggel mit den schnellen Piroggen spielt natürlich auch eine große Rolle, die Küstenwache kommt da kaum hinterher beim Wettrüsten der PS-Monster auf dem Wasser. Und wenn dann mal einer glaubt erwischt zu werden schmeißt er seine beschwerte Kiste mit dem Koks über Bord; im Netz mancher Fischer soll dann mal auch eine solche Kiste sich verfangen, und schon hat er flugs ein neues schnelles Boot! Der Ausländer hätte wenig Freude an einem solchen Fund, ohne Kenntnis der Infrastrukturen würde man eher ein zusätzliches Loch im Kopf erhalten als die erhofften Dollar. Und so bleiben denn die meisten Fremden diesem Geschäft fern, gern würde ich dieses den moralischen Aspekten des Kokainhandels zuschreiben, doch da auf der Route nach Europa immer wieder Yachten mit Koks aufgebracht werden besteht kein begründeter Anlass die Fahrtensegler diesbezüglich besonders zu adeln.

Ankerleben in Prickly Bay

Die große Bay ist wieder voller ankernden Segelyachten. Es sind sicher über einhundert Boote in der Bay, von denen an Land auf dem Marina Gelände ganz zu schweigen. Bei so vielen Booten kommt ein Kontakt zu den anderen nicht „von allein“, da muss man selber die Initiative ergreifen, mit dem Dingi herumfahren Boote und Menschen anschauen und wenn`s einem interessant vorkommt einfach ansprechen, die meisten sind eh dankbar für Kontaktaufnahme weil selber zu scheu. Eine Scheu, die eigenartiger Weise kaum vorhanden ist, wenn nur ein oder zwei weitere Boote in einer Bucht vor Anker liegen. Die Yachtgemeinde ist recht international, die Franzosen stellen die meisten Boote; viele laufen jedoch unter belgischer Flagge, weil die Ausstattungs- und Wartungsvorschriften Frankreichs sehr streng und mithin teuer sind. Unter den französischen Boten sind auch viele Eigenbauten,

getrimmt auf Leichtbau und Speed, die den Zulassungskriterien niemals entsprechen können. Lieber schnell und billig als langsam und teuer...

Die US-Amerikaner kommen meist mit großen Yachten, überwiegend Einrümpfer, während ansonsten Katamarane und Monos sich die Waage halten; der Trend geht eindeutig zu den Katamaranen. Kanadier lieben die Karibik offensichtlich auch sehr. Überraschend viele Schweizer sind anzutreffen, Südeuropäer fast nirgends, während die Zahl der Deutschen, Briten, Skandinavier ausgewogen erscheint.

Vor uns ankert ein 36 Fuß- Katamaran unter Schweizer Flagge. Andre und Kim leben darauf, sie sind seit zwanzig Jahren verheiratet, ihr Sohn lebt in der Schweiz, mag nicht so gerne mitsegeln. Andre ist inzwischen 89 Jahre alt, Kim Anfang vierzig. Zur Freude der Skipper umliegender Boote ist Kim



schlank, geschmeidig und meist unbekleidet, Andre zwar auch, doch davon wird weit weniger Notiz genommen. Und Kim scheint es auch Freude zu machen anderen zu gefallen. Den Kat haben sie vor drei Jahren als Ersatz für ihr altes Schiff gekauft, ein neues macht doch weniger Wartungs- und Reparaturarbeiten. Zugelassen wurde es gleich auf Kim, das vermeidet später einige Bürokratie.

Wir unternehmen nicht so sonderlich viel, an manchen Tagen verlassen wir das Schiff nicht, lesen, freuen uns aneinander und brauchen keine weiteren Stimuli von außen.

Doch es sind auch noch Reparaturarbeiten übrig geblieben. Das Steuerbord Fenster in der Vorschiffkajüte leckt, muss ausgebaut und neu mit Sika eingesetzt werden, die Verkabelung des Kühlschranks und der Küchengeräte liegt hässlich offen, wird neu verlegt und verkleidet, endlich können wir auch die Beleuchtung von Herd und Spüle montieren. Die Materialien stammen von Ikea und lagern schon ein Jahr in der Backskiste... Die Wassertanks rufen nach Reinigung, und endlich bauen und montieren wir die Regenrinnen am Achterdeck um unsere Frischwassertanks auch damit

füllen zu können. Die Arbeit selber ist bei der Tageshitze natürlich schweißtreibend und darunter leidet auch der Arbeitsschutz. Jedoch ist mir bei solchen Arbeiten noch nie etwas zugestoßen. Freihändig und nackt mit der Flex zu arbeiten bringt naturgemäß eine hohe Konzentration mit sich; Unfälle passieren mir fast immer wenn ich reine Routine veranstatle, meist ist mein linker Zeigefinger das ungefragte Opfer.



Klappt übrigens ganz famos, letzte Nacht ernteten wir so bei zwei kurzen



Schauern 45 Liter Wasser.

Landgänge

Lutz und Ulrike von der DORADO organisieren einen Ausflug zu einem Wasserfall im Regenwald, sie haben zwei Freunde an Bord, Landratten, die gern mal erleben möchten wie das Seglerleben so ist. Sehr schnell haben sie beschlossen, dass die ständigen Bewegungen des Schiffes sowie der Mangel an unbegrenzter heißer Dusche Hindernisse sind die ein Leben an Bord für sie nicht erstrebenswert erscheinen lassen, gut so, denn wenn alle unsere Lebensart teilen würden, wäre es nicht nur an den Küsten sondern sogar auf den Meeren zu eng; hab gerade gelesen, dass schon sieben Milliarden Menschen auf der Erde leben! Und wegen der Gäste liegen Ulrike und Lutz jetzt dicht unter Land tief in der Woburn Bay, wo kein Schwell mehr das Boot anrührt. Besichtigungen stehen also auf dem Programm. Mit einem Auto geht es zunächst in die Berge, es sieht für uns freundlicher und anders aus als vor 9 Monaten. Bei unserem letzten Besuch waren die Berge wolkenverhangen und grau. Heute sehen wir kräftige Farben, Grün in allen Tönen, bunte Blüten, blauer Himmel, selbst im Dickicht des Regenwaldes sind die Farben rein und Kontrast reich.



Der Pfad zu „Seven Sisters Falls“ führt an einer aufgelassenen Plantage vorbei, deren Grund jedoch noch teilweise von Kleinbauern im Rahmen ihrer Subsistenzwirtschaft genutzt wird. Fast jede Familie auf der Insel hat genügend Garten um Bananen, Papaya, Mango, Gemüse etc. anzubauen. Im größeren Stil zum Verkauf wird nur wenig Landwirtschaft betrieben, in den Regalen der wenigen Supermärkte liegen deshalb meist Importkartoffeln aus den USA, Knoblauch aus China, Karotten aus Irland, es lebe die freie Marktwirtschaft!

Lutz hatte einen Guide engagiert, der gleichzeitig der Fahrer ist. Er pflückt unterwegs Papayas, Goldäpfel, Mangos, und füttert seine kleine Herde damit, natürlich lecker und klebrig- süß.

Der Weg ist matschig, felsig, rutschig und manchmal steil, doch mit festem Schuhwerk kein Problem. Dennoch sind wir froh nach einer Stunde Marsch an



die Wasserfälle zu kommen, denn das Bad in diesem frischen Süßwasser ist



für Segler immer ein besonderer Genuss, unbegrenzt Süßwasser in freier Natur! Ein Genuss den unsere Landratten gleichermaßen teilen.

Auf dem Rückweg schauen wir noch Grenville an, den zweitgrößten Ort der Insel und mit Sicherheit der lebhafteste. Touristen kommen hier nur selten

her, die Bucht vor dem Ort ist nur schwer zugänglich, die Riffdurchfahrten eng und die Strände eher steinig. Doch der Ort ist bunt, zahlreiche



Fischerboote beleben das Wasser und den Kai, die Straßen eng mit vielen kleinen Geschäften und trotz aller wuseligen Geschäftigkeit geht es hier recht



entspannt zu.

Die Hauptstadt, St George besuchen wir auch wieder. Gelegen auf den Hügeln rund um den St Georges Harbour ist die Stadt abwechslungsreich gestaltet mit weiten Blicken über die Bucht oder das Meer. Das alte Parlamentsgebäude, das bei dem Hurrikan IVAN schwerbeschädigt wurde ist



nach wie vor eine Ruine, doch die meisten Häuser und Kirchen sind wieder aufgebaut worden. Die Regierung hat die Gelegenheit genutzt und ein völlig neues Verwaltungsviertel aus dem Boden gestampft, sicherlich sehr repräsentativ und neu doch dem Stadtkern wurde so Leben und Bedeutung entzogen. Direkt an der Westseite des alten Hafens(The Carneage) stehen Gewerbebetriebe und Lagerhäuser, teils ganz malerisch, teils auch verfallen. In einem etwas besser hergerichteten befindet sich im ersten Stock ein

deutsches Restaurant namens „Schnitzelhaus“. Der Wirt, ein Kieler, der viele Jahre in Berlin gearbeitet hat ist mit seinem Leben hier sehr zufrieden. Ihm gefällt, wie die Leute hier zusammen leben, sich nicht gegenseitig behindern oder bekämpfen auch wenn sie in der gleichen Branche tätig sind. Er kauft seine Waren von heimischen Produzenten ein, obwohl diese meist sogar teurer sind als Importware. Die Preise auf der Speisekarte sind in etwa so wie in Europa, also recht teuer. Es gibt nur wenige Einheimische die sich dies leisten könnten, auch eine Verbilligung würde den Kreis der potentiellen Kunden nicht erweitern, denn der Geldverdienst bei Lohnarbeit ist sehr niedrig. Ende des Monats hat fast keiner mehr Geld, ohne die familiäre Subsistenzwirtschaft würden viele Familien hungern. Doch da es sie gibt, sind die meisten Menschen damit zufrieden auskömmlich, friedlich und mit wenig Arbeit zu leben. Das Schnitzel war übrigens lecker, nach über einem Jahr Europa Abstinenz eine rechte Freude! Zurück zur Prickly Bay geht es dann im Sammeltaxi, diese Kleintransporter fahren überall auf der Insel herum und für weniger als einen Euro pro Person kommen wir so wieder zu unserem segelndem Wohnfloß.

In der Bay

Auch in der Bay wir es so schnell nicht fad. Das Wasser ist klar genug um zu schwimmen, ein bisschen Gruseln durchfährt uns bei der Besichtigung einer älteren englischen Jacht, die vor drei Monaten bei Starkwind ins Treiben geriet und bei Grundberührung leck schlug. Die hiesige Tauchschule schleppt das Wrack in etwas tieferes Wasser, dort dient es den Schnorchlern und Tauchern als Ziel. Für mich ein willkommene Gelegenheit die



Tauchausrüstung, die wir auf Tobago günstig erwerben konnten auszuprobieren.

Abends wird irgendwo immer gefeiert, Musik, Livebands, nicht immer begnadet jedoch allemal besser als die Computer generierte Standartbeschallung andernorts. Und wenn dazu noch Kim erscheint und einen recht sinnlichen Tanzstil vorgibt, nur angetan in einem engen

Schlauchkleidchen das immer wieder zu den Hüften wandert (ihren hellen Tangaslip hat sie Andre zur Aufbewahrung gegeben, der leuchtete immer so auffällig hell), wird die Stimmung schnell angeheizt und auch wir und andere lassen sich von der Musik einfangen, in Bewegung, zu einander bringen.

Carriacou

Der Segeltörn zu dieser kleinen Insel nördlich von Grenada ist wieder entspanntes und gleichzeitig schnelles Segeln am Wind. Wirbelsturm Sandy ist noch im Norden zu Gange, dreht den sonst üblichen Nordostwind auf Ost- Süd-Ost, so angenehm ist das Segeln, dass wir versucht sind weiter zu segeln nach Martinique. Doch wir gehen in Tyrell Bay vor Anker und das ist auch gut so denn Carriacou ist eine ausnehmend schöne Insel, hügelig, vom Ursprung her vulkanisch, mit guten Ankerbuchten und einem kleinen, fast schon idyllischen Hauptort, Hillsborough.

Tyrell Bay gehört mit zu den sichersten Ankerbuchten der Karibik, umsäumt von Hügeln, hoch genug um zu schützen, niedrig genug um keine Fallböen



aufkommen zu lassen. Der Ankergrund hält gut und irgendwelche Gebühren werden auch nicht erhoben und so wundert es nicht, dass hier viele Schiffe auf das Ende der Hurrikan Saison warten; manchen gefällt es so gut hier, dass sie schon einige Jahre in dieser Bucht verbracht haben. Der alte Johnson (84 Jahre) von den Shetlandinseln ist hier Stammgast, seine Spitzgatterketch hat er selber vor 25 Jahren gebaut, wie er sagt, als er noch ein junger Mann war...

Phillipe, ein Franzose, ist auch hier, mit ihm kann man famose Feste feiern, wir hatten ihn in Brasilien, in Jacare, kennengelernt.

Addi und Mary, ein Schweizer Paar, sind auch vor Anker mit ihrer MARADY, weitere Boote die wir schon in der vorherigen Saison gesehen hatten erkennen wir wieder.

Obwohl die Insel sehr grün ist gibt es keinen tropischen Regenwald. Der Untergrund ist teilweise karstig, das Wasser versickert schnell, Quellen und Flüsse gibt es nicht. Die Vegetation besteht überwiegend aus Buschland mit aufgelockerter Bewaldung in den oberen Bereichen der Hügel, an der Küste stehen Mangroven und Machinelle Bäume. Aufgelassene Plantagen lassen sich noch teilweise erkennen. So bietet sich die Insel für Wanderungen an, denn die zahlreichen Ziegen sorgen für begehbbare Pfade, selbst dort wo keine menschlichen Wege geschaffen wurden.

Mit Mary zusammen wandern wir über die Hügel zur Südostküste der Insel. Auf dieser Seite, der Atlantikseite, lagen früher die Fischerdörfer, denn als es noch keine Außenborder für jedermann gab fuhren die Boote unter Segel und Ruder gegen den Wind und den Strom nach Osten, so dass sie bei einem Auffrischen des Windes immer noch zurück konnten. Heutzutage hat sich die Besiedelung auf die Westseite verlagert, von den früheren Häusern sieht man vielerorts noch Grundmauern, das Bauholz wurde abgebaut und neu verwandt. Auch in der kolonialen Vergangenheit spielte die Ostküste eine bedeutende Rolle, dort waren Zuckermühlen und Plantagen sowie Rumdestillieren. Als Zeitzeugen finden wir einzelne Rundbauten der Mühlen



und im Gebüsch überwucherte Friedhöfe auf der Wanderung.

Die Wasserversorgung der kleinen Siedlungen wurde über gemauerte Brunnen geregelt, einige davon sind noch als Viehtränken in Betrieb.



Von den Hügeln aus können wir einen weiten Blick auf das Meer und die südlich gelegenen Inseln genießen, über Saline Island, Frigate, Large, White und Mushroom Island, die zusammen einen kleinen abwechslungsreichen Archipel bilden der jedoch für den Segler wegen seiner schnellen Strömungen schwierig zu befahren ist.



Vor der Küste liegen kleine Riffe, manche reichen bis dicht an das Ufer heran, bilden geschützte Pools mit kristallklarem Wasser, in dem man ein erfrischende Bad nehmen kann.



Die weitere Wanderung führt über ein wüstenartiges Gelände, gelbes schwefeliges festes Sediment, durchsetzt mit schwarzen Basaltbrocken erstreckt sich für einen Kilometer die Küste entlang um danach wieder in



Gras und Buschland über zu gehen.

Der Rückweg quer über die Insel führt an der Mülldeponie vorbei, wie wir gehört haben werden seit einigen Jahren erhebliche Auflagen bei der Müllbeseitigung gemacht, doch die Deponie sieht so aus als sei der Begriff Auflage sehr wörtlich genommen worden, eine Schicht unsortierten Mülls auf die nächste gelagert. Doch kurz dahinter ist die Welt wieder in Ordnung, ein Autofriedhof und Schrottverwertung hat den Kampf gegen die Natur verloren, überwuchert und rasant rostend sind im Gebüsch die alten Fahrzeuge erkennbar. Die noch fahrbaren möchte Andy gerne reparieren, doch es gibt nur wenig Kundschaft und so hat er sich neben seine Freilichtwerkstatt



eine Bar gebaut, dort können die Kunden warten und wenn keine da sind kommen ja vielleicht Freunde oder einsame Wanderer vorbei. Mary ist ganz begeistert von der Geschäftsidee, das wäre doch das richtige für ihren Mann, Addi ist doch eh immer am Handwerken.

Vom Hang aus ist die gesamte Tyrell Bay sichtbar, im Norden mit der Mangroven-Lagune die bei Hurrikan sichere Zuflucht für viele Boote bietet, ansonsten aber als Naturschutzgebiet ein Kinderstube für Fische und Austern



bietet. Der Ort Tyrell Bay ist wenig spektakulär, hat jedoch seinen Charme. Kleine Geschäfte, Bars und Restaurants mit nur gelegentlichen Gästen, alles mit wenig Aufwand, doch mit Phantasie gestaltet. Die Segler, die hier vor Anker liegen, sind meist mit begrenztem Budget unterwegs, es sind mehr die gelegentlichen Chartersyachten, deren Gäste den Restaurantbesuch dem eigenen Kochen vorziehen. An der Uferstraße liegen die Geschäfte, zwei

kleine Supermärkte mit allem was man im einfachsten Falle im Haus so braucht, sowie kleine Holzbuden in denen Obst und Gemüse verkauft wird. Von einer Frau hört man nur die Stimme: "darling come, I'll help you..."locken, jeder der vorbei kommt ist ein Darling. Auf dunklen, fleckigen Brettern liegen Früchte abgedeckt mit grauen Tüchern. Ein baufälliger Schuppen verlängert die Bretterfront, über denen in Kopfhöhe noch Stacheldraht verläuft, hierher hat es offensichtlich die Nachkommen der Hexe von Hänsel und Gretel verschlagen. Wir gehen da lieber vorbei und besuchen



Lydia, die immer freundlich lacht, mehrere kleine Kinder hat und deren Früchte in einer sauber ausgemalten lila Hütte angeboten werden.

Feiern an Bord

Gefeiert wird natürlich auch in Tyrell Bay, am Strand organisieren Schweizer und Deutsche eine Grillparty, wir wollen auch hin, bleiben aber bei Philippe hängen, er spricht außer Französisch und Portugiesisch nur ganz wenig



English, aber da es ihm auch Freude macht wird aus allen Sprachen zusammengeklaut, was wir gerade wissen. Das Schiff hat er selber gebaut, Ein 13 Meter langer Jollenkreuzer, breit und flach auf dem Wasser liegend mit zwei Schwertern und einem durchgehenden lichten Innenraum. Gäste hat er gelegentlich auch, wer ihn besucht weiß, dass es weder getrennte Schlafräume noch eine Toilette gibt, der Eimer in der Plicht tut es ja auch.

Der 66-jähriger Amerikaner, Jack von der LOLA ist auch dort sowie Eddie und Jo, zwei Einheimische, die auf der Werft arbeiten. Philippe mischt flink den Rumpunsch, er selber zieht Gin vor; Musik hat er reichlich an Bord, alle



Highlights der sechziger bis achtziger Jahren, was danach kam ist eh nur geistloses Computergedudel, Grundrythmen regelhafter als Marschmusik Lautstärke dicht an Kanonendonner und Melodie? Himmel was ist das???? Aber seine Sammlung setzt die Phantasie und die Beine in Schwung und da



auf seinem Schiff in der Kajüte viel Platz ist, mehr als an Deck oder in der Plicht, tanzen wir dort und dennoch kommt auch das Gespräch nicht zu kurz. Jack fühlt sich bei der Musik ganz als Woodstock-Generation, aber mit seiner Arthritis kann er nicht mehr so beweglich sein wie sein Empfinden.

Jo bastelt einen Köder, hängt kurz die Leine ins Wasser und hat innerhalb weniger Minuten eine Brasse mit über einem Kilo am Haken, er wirft den Fisch mitten auf den Kajütboden, zwischen die tanzenden Beine von wo aus Phillipe das Tier greift und schnell zubereitet, eine viertel Stunde später gibt es Nudeln mit Fisch in karibisch-scharfer Sauce. Eddie ist der Erzähler an diesem Abend, und da er auch etwas Französisch spricht, wird die gemeinsame Sprache ein wundersamer Mix aus Englisch und Französisch, ergänzend oder hilfsweise auch Gestik, Mimik, Lautmalerei. Am nächsten Abend wollten wir erneut feiern, doch die Helden von einst sind müde geworden, der Kater mächtig und so blieb es bei dieser einen Fete in der Woche...

Eddie

Eddi, 1961 in Dominica geboren, spricht vom Leben in der Karibik, indem er aus dem Leben seiner Familie erzählt. Typisch für viele Familien ist, dass die Männer nicht nur auf einer Insel ansässig sind, sondern Arbeit, Frauen, Kinder an mehreren Orten, manchmal auch gleichzeitig haben. Eddies Großvater, ein schottischer Bootsbauer, der sich auf Carriacou im Ort Windward niedergelassen hatte, starb 1912 als Eddies Vater 14 Jahre alt war. Der junge Mann zog nach Venezuela, gründete dort eine Familie mit einer indigenen Frau, die jedoch dem Alkohol verfiel; Eddies Vater nahm die Kinder und zog zurück nach Carriacou zu den Verwandten. Von hier aus baute er Boote, segelte diese heimischen Frachtschiffe, erkaufte sie und niemals musste er sich groß um Bürokratie, Zoll und Einreisepapiere kümmern. Diese Zeit fand mit dem zweiten Weltkrieg ein Ende, denn die Deutsche Kriegsmarine war in der Karibik sehr aktiv, kaperte und versenkte Handelsschiffe wo immer sie sie antrafen. Dies galt auch für den örtlichen Handel, denn die Versorgung der englischen und französischen Kolonien geschah meist auf örtlicher Basis. Und so erlebten die Schiffer, dass sie aufgebracht, ihre Schiffe versenkt wurden. Den Besatzungen geschah nichts, ihnen wurden sogar bei Bedarf Rettungsmittel übergeben, damit sie heil an Land kamen, so hielt sich der Groll in Grenzen und das Risiko beschränkte sich auf den Verlust von Schiff und Fracht, ein Risiko, das über die erhöhten Preise natürlich ausgeglichen wurde. Handel und Schmuggel waren fast eineiige Zwillinge, auch noch viele Jahre nach Kriegsende. Die Grenzen

zwischen den Inseln und den unterschiedlichen Kolonialherren bestanden für die Seefahrer und Fischer kaum.

Mit seiner jungen neuen Frau zeugte Eddies Vater weitere acht Kinder, darunter Eddie 1961. Die Familie war inzwischen nach Domenica umgezogen, eine begabte Familie, erfolgreiche Kinder, Maler, Musiker, Politiker, Akademiker, Kaufleute, nicht nur in der Karibik sondern weltweit tätig. Nur Eddie war als Kind schon zu eigenwillig um den Unterricht in der Schule ernst zu nehmen, lieber Boote bauen, zunächst kenternde Versuche aus Kokosnüssen geschnitzt, später vom Vater angeleitet richtigen Bootsbau erlernt. Und wieder ging ein junger Mann mit 14 Jahren auf Reisen als Gehilfe des Vaters, Handel, Bootsbau, Schmuggel, Fischen, alles was sich bot. Zu freiheitsliebend um sich an einen Betrieb zu binden arbeitete er als Händler, als Skipper für Charterfirmen, als Arbeiter auf Werften, eine eigene Familie will er nicht und nun mit 51 Jahren möchte er sich erst recht nicht mehr verpflichten. Jetzt lebt er auf seiner kleinen Jacht, einer sieben Meter langen Sloop, die ihm ein Engländer vor 10 Jahren günstig verkauft hat. Wo immer es ihn freut, wo immer er Arbeit findet in der Karibik, er segelt hin lebt dort so



lange es dauert, zieht dann weiter. Genetische Spuren hat er seines Wissens nur in Guadeloupe hinterlassen, eine 25 Jahre alte Tochter lebt dort. Verändert hat sich, so sagt er, in den letzten zwanzig Jahren sehr viel,

besonders die Bürokratie ist allgegenwärtig geworden und mit dem Elefantengedächtnis der Computer ist auch das „Aus“ für das unbemerkte Umgehen der Gesetze näher gerückt, Gewerbe genehmigungen, Zertifikate, Steuerbescheide, Bootsregistrierungen, irgendwie bekommt man schon alles, es kostet aber einen erheblichen Teil der eigenen Lebenszeit, die er besser zu gestalten weiß.

Am Handel bzw. am Schmuggel ist er nicht mehr beteiligt. Zu umfangreich sind die Formalitäten geworden, zu gefährlich deren Nichtbeachtung, zu groß die Schiffe und nur die kapitalkräftigen Händler/Schmuggler können sich noch die Bestechung und Gesetzesumgehung erlauben. Und auf dieser Ebene wird natürlich auch heute noch eifrig geschoben und geschmuggelt, sogar vor aller Augen wenn das Auge des Gesetzes in den würdevollen Schlummer des heiligen Sonntages verfallen ist. Doch in diesem Milieu gibt es natürlich auch Gemeinsamkeiten mit den Drogenschmugglern, eine Nähe, die das unbekümmerte Leben nicht gerade fördert. Der kleine Handel, der kleine Schmuggel, der früher augenzwinkernd übersehen wurde ist jetzt die Spielwiese der Behörden auf der bürokratische Erfolge, Karrieren gemacht werden. Und etwas Bitterkeit kommt dann schon auf, wenn der Inhaber des örtlichen Supermarktes am Schmuggel beteiligt ist, es alle wissen und er dennoch unbehelligt bleibt. Umso aufrichtiger ist dann die Schadenfreude über den großen Fährkatamaran, den er sich zugelegt hatte, einige Mio. US\$



hat er gekostet, nur viel zu groß für den geplanten Einsatz, dann gab es einen Maschinenschaden, noch einen zweiten und so wurde das Schiff zum

schwimmenden Riff vor der Haustür, in den Schächten der Strahltriebwerke leben jetzt Seeanemonen und Hummer.

Mangroven, Wracks und Sandy Island

Von Hillsborough aus kann man am Strand westlich laufen, türkises Wasser zur Rechten Buschland zur Linken, dahinter der nur wenig benutzte kleine Flugplatz. Am Ende des Strandes liegt ein gestrandeter Fischtrawler, hoch und trocken. Eine Kiste vor der hohen Bordwand, ein dickes Kletterseil und einige Fußspuren künden von der Nutzung als Wohnung, also verzichten wir



auf die Wrackbesichtigung. Dahinter fangen die Mangroven an, einige Fußspuren zeigen den Weg durch das Dickicht, das sich immer wieder mit kleinen Stränden und freiem Blick zum Meer öffnet. Gegenüber liegt Sandy



Island, eine beliebte und unbewohnte Ankerinsel, gut zum Schnorcheln und Verweilen in etwas Distanz zur Zivilisation. Allerdings ist das Areal ein

Naturschutzgebiet und so kostet die Nutzung einer Mooring oder auch das Ankern eine Gebühr von ca. acht €.

Der weitere Weg durch die Mangroven ist eindrucksvoll, die langen Luftwurzeln müssen beiseitegeschoben werden, über die stützenartigen, verankerten Wurzeln gilt es hinüberzusteigen, Singvögel mit einem



erstaunlichen Repertoire sind zu hören und überraschender Weise können wir einen davon auch in der Nähe sehen.

Noch weiter westlich liegt die Paradise Beach, lang geschwungen, weißer feiner Sand, Palmen, Büsche und Bäume, ein Prospektbild. Einige kleine Bars, bunt bemalte Bretterbuden und kleine Pensionen zeugen von dem spärlichen Tourismus der Gegend. Tom hat so eine kleine Bar mit einem funktionierenden Kühlschranks, wir bekommen kaltes Mineralwasser. Er sitzt mit Freunden vor der Bude, sie trinken Rum und reden, eine freundliche Atmosphäre. Heute, erzählt er kann er wegen der Strömung nicht Fischen fahren, stolz zeigt er auf sein Boot, das er selber gebaut hat: ein Spitzgatter wie er ansonsten für Nordamerika und Skandinavien typisch ist, erzsolide und handwerklich gut gemacht. Er hat viele Jahre in Kanada gelebt und ist jetzt heilfroh wieder zuhause zu sein, wo sich – nach seinem Empfinden – so wenig geändert hat. Gewiss es gibt ein paar mehr Häuser, aber das Leben sei doch noch wie früher, wenig Geld, im Garten wächst das Notwendige, die See liefert den Fisch und das Vergnügen unterwegs zu sein, die kleine Bar die Gesellschaft und etwas Geld. Gestohlen wird fast nie etwas, alle paar Jahre gäbe es mal ein Zwischenfall, doch absperren brauche man sein Haus wirklich nicht. Familie hat er auch und nur noch eine Tochter zusätzlich in Norwegen, ja er ist ein sesshafter, beständiger Mann.

Im Westen der Tyrell Bay liegt unterhalb der Hügel eine tief eingeschnittene Mangrovenlagune, die bei Hurrikan Gefahr als Schutzort aufgesucht werden darf. Vier Wracks modern dekorativ vor sich hin, jedenfalls solange man Abstand hält, denn beim Näherkommen sieht man doch den Müll der hier

entsorgt worden ist. Doch ansonsten ist die Natur hier intakt, Krebse, Austern, Fischjugend, Vögel haben hier ihr Domizil. Auf Google Maps gibt es eine Satellitenaufnahme die die schutzsuchenden Boote in den Mangroven zeigt, während die See weiße Kämme und Gischtstreifen aufweist. Doch jetzt ist es friedlich, außer uns niemand in der Lagune.



Feste Bordroutinen

Gibt es nur wenige. Den Morgen beginnt Helga meist mit Yogaübungen auf dem Kajütdach, so hoch auf einer Bühne züchtig bekleidet,



Während ich derweil Kaffee koche und dann schwimmen gehe, etwas Wassergymnastik, man kommt ja so langsam in die Jahre... Tagsüber gibt es nichts was als Gewohnheit sich verfestigt hätte, erst zum Sonnenuntergang



ist wieder ein Ritual angesagt, Sundowner in der Hand auf dem Kajütdach den Sonnenuntergang erleben, der jedes Mal anders ausfällt.